Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 31 (1960)

Heft: 12

Artikel: In Botton fühlen sich alle wohl : ein englisches Selbsthilfewerk für geistig-seelische Behinderte

Autor: Schäublin, Hans Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-807835

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In Botton fühlen sich alle wohl

Ein englisches Selbsthilfewerk für geistig-seelische Behinderte

Trotz aller Fortschritte der Medizin — vor allem der Psychiatrie — ist die Pflege und Unterbringung geistig-seelisch Behinderter bis heute eines der schwierigsten sozialen Probleme geblieben. Man weiss, wie das in den Heil- und Pflegeanstalten ist: Da sitzen in den Aufenthaltsräumen die Patienten — fein säuberlich nach Geschlechtern getrennt — an langen, rohen Tischen, brüten dumpf vor sich hin oder verrichten eine mindestens für sie sinnlose Arbeit.

Eine Dorfgemeinschaft

Jetzt habe ich geistig-seelisch Behinderte in einer ganz andern Umgebung gesehen, in einer Dorfgemeinschaft, die sie selber bilden, an der sie teilhaben und für die sie die Verantwortung tragen. Botton heisst diese Dorfgemeinschaft. Sie liegt in einem weiten, nach hinten abgeschlossenen Tal zwischen den Hochmooren, in der Nähe der Ortschaft Danby in der nordenglischen Grafschaft York. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, ich könnte nicht glauben, dass eine solche Gemeinschaft möglich und lebensfähig ist.

In Danby holte mich einer der Leiter des Dorfes, der ehemals deutsche, kurz vor dem Krieg nach England emigrierte Dr. Mier, ab. Schon während der kurzen Autofahrt nach Botton musste ich mich gründlich umstellen. Ich fragte nach der Zahl der in Botton lebenden Kranken. «Kranke?» korrigierte mich Dr. Mier, «wir haben in unserm Dorf keine Kranken. Unsere jungen Freunde — wir nennen sie im Gegensatz zu den Mitarbeitern etwa auch «Dörfler», oder geistig-seelisch Behinderte — sind nicht krank. Es fehlen ihnen zwar gewisse Fähigkeiten, ihr Bewusstsein ist getrübt, ihre Reaktionen sind unberechenbar, kurz: Sie sind anders als wir. Aber wir weigern uns, in ihnen Kranke zu sehen, das Wort ‚krank' ist bei uns verpönt. «Kann man denn, fragte ich mich im stillen, eine Krankheit einfach beseitigen, indem man das Wort dafür nicht braucht? Wird ein Debiler, ein Mongoloider, ein Psychotiker nur deshalb gesund, weil man das Wort debil, mongoloid, Psychose aus seinem Sprachschatz streicht?

«Kranke gibt es nicht»

In Botton begriff ich bald, dass so etwas weitgehend möglich ist. Man muss nur davon ausgehen, dass die geistig Behinderten neben ihren Anomalien, neben dem, was sie «anders» macht, auch Fähigkeiten besitzen, die sie für eine Gemeinschaft nicht bloss tragbar, sondern nützlich, ja wertvoll machen. Keiner der Behinderten kommt nach Botton, weil er krank ist. In Botton wird er im Gegenteil aufgenommen, weil er irgendeine Fähigkeit noch besitzt, weil er irgendeine nützliche Arbeit — und sei es die geringste — noch verrichten und damit ein Stück Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen kann. Hundert junge Leute stehen auf der Warteliste. Sie alle müssen sich gedulden, bis ein Arbeitsplatz frei ist. Denn sie sollen nicht nach Botton «abgeschoben», nicht hier «versorgt» oder «untergebracht», sondern in eine Gemeinschaft aufgenommen werden, die sie notwendig braucht.

Vor fünf Jahren wurde die Siedlung Botton mit 16 jungen Behinderten gegründet. Sie entstand aus dem Geist von Camphill heraus, der schottischen Kindererziehungsanstalt und Schule für Heilpädagogen, die von dem Anthroposophen Dr. König geführt wird. Anthroposophisches Gedankengut liegt auch Botton in grossem Masse zugrunde, ohne dass man deswegen diese Gemeinschaft als anthroposophische Siedlung bezeichnen könnte. Es fehlt ihr alles Sektiererische, alles weltanschaulich Gezeichnete und Abgestempelte. Es sind auch nicht alle der dreissig Mitarbeiter Anthroposophen, wenn sie wohl auch auf die Dauer nicht zur Anthroposophie in direktem Widerspruch stehen können. Auch das Religiöse spielt eine grosse Rolle. Aber der Besucher gewinnt nie den Eindruck von Frömmelei oder eines unangenehmen «Stündelertums».

Die Gemeinschaft

Nein, nicht die Weltanschauung und auch nicht die Religion stehen hier im Vordergrund, sondern etwas tief Menschliches und ein ausgeprägter Gemeinschaftssinn, wie ich ihn in einer Anstalt nie gefunden habe. Heute leben und arbeiten in Botton gegen 100 Menschen — etwa 70 Behinderte und 30 Mitarbeiter — in zwölf Häusern, die zum Teil eine Familie mit Hauseltern — meist Ehepaare mit eigenen Kindern — und Behinderten, zum Teil die Werkstätten beherbergen. Obwohl Botton sich Dorf nennt, ist es doch nicht etwa mit einem Dorf im kontinentalen Sinn zu vergleichen. Die 12 Häuser stehen auf einem Gelände von 120 Hektaren, recht weit verstreut. Aber da es in dem weiten Tal die einzige Siedlung ist, hat es eben doch etwas Geschlossenes, Eigenes. Wenn einmal die eigene Wasserversorgung gebaut und das Ziel — eine Bevölkerungszahl von 300 Behinderten erreicht ist, wird aus Botton wahrscheinlich eine Gemeinde mit politischer Selbständigkeit werden.

Drei Landwirtschaftsbetriebe gehören zu der Gemeinschaft, ferner sieben gewerbliche Betriebe (Tischlerei, Glasschleiferei, Weberei, Kerzengiesserei, Spielzeugfabrikation, Bäckerei, Gärtnerei), ein eigener Kaufladen und neuestens eine Schule für die acht schulpflichtigen Kinder der Mitarbeiter und Hauseltern, in der ein Lehrer und eine Hilfslehrerin amtieren. Alles ist nach und nach entstanden, so wie sich ein Bedürfnis zeigte. Das Dorf ist gewachsen, wie irgendein Dorf wächst, langsam, stetig, ohne Uebereilung. Auch jetzt werden keine festen Pläne gemacht, vielmehr wird alles der Zukunft mit ihren Anforderungen und auch den wirtschaftlichen Möglichkeiten überlassen.

Die wirtschaftlichen Grundlagen

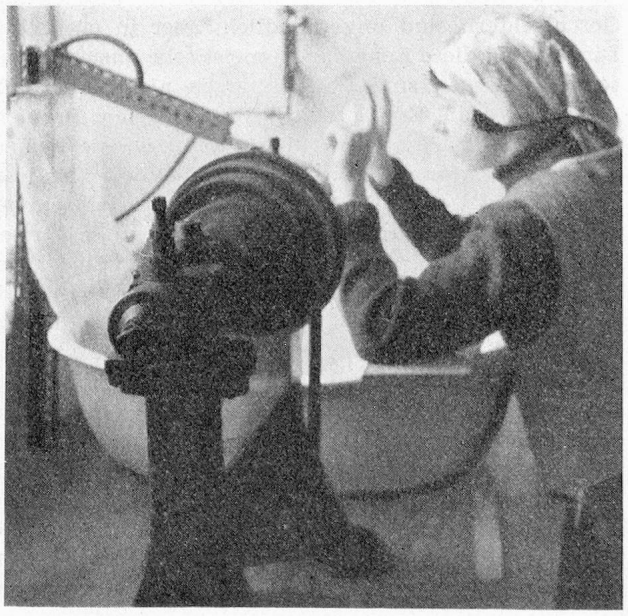
Wovon das Dorf lebt? Zu einem grossen Teil aus dem eigenen Grund und Boden und aus eigener Arbeit. Schottische Clans bestellen hier ihren Familienstoff, eines der besten Spielzeuggeschäfte in London bestellt Spielzeuge, vor allem Puppen, den Kirchen werden handgegossene Bienenwachskerzen geliefert, die Milch kommt in die Milchsammelstelle der nächsten Stadt. Aber noch ist das Ziel — völlige wirtschaftliche Selbständigkeit — nicht erreicht. Das Manko wird vom Staat bezahlt, und zwar auf grosszügige und vor allem unbürokratische Weise. Behinderte Lohnempfänger haben in England Anspruch auf eine Lohnausfallentschädigung — entsprechend dem Grad der Behinderung —, also so etwas wie eine Teil-Invalidenrente. Aber in Botton werden keine Löhne bezahlt. Das Arbeitsministerium setzte sich über diese formellen Schwierigkeiten hinweg, akzeptierte einen fiktiven, nur buchhalterisch ausgewiesenen Lohn und zahlt auf Grund der Anmeldungen, die die Dorfleitung selbst erstellt, pro Woche 3 Pfund (zirka 36 Schweizerfranken) für jeden Behinderten. Das ist ein relativ hoher Betrag, scheint es. Aber angesichts der vielen Bauvorhaben und der notwendigen Erweiterung des Maschinenparks, angesichts der Tatsache auch, dass für die Siedlung an und für sich nichts mehr bezahlt werden muss, ist man doch erstaunt, mit wie wenig fremder Hilfe Botton heute schon auskommt.

Zelle — auch wirtschaftlich — ist in Botton, wie in jeder echten Dorfgemeinschaft, die Familie. Sie erhält von der Dorfleitung pro Kopf monatlich zehn Pfund. Aus diesem Betrag haben die Hauseltern alle notwendigen Ausgaben für ihre Familie zu bezahlen. Die Landwirtschaft und die gewerblichen Betriebe haben ihrerseits monatlich ihre Ueberschüsse an die Gemeinschaft zu bezahlen, und zwar nicht nur auf dem Wege der Verrechnung, sondern per Scheck auf das Bankkonto, über das jeder Landwirtschafts- und jeder gewerbliche Betrieb verfügt.

Das ist etwas vom Wichtigsten in Botton: dass sich jeder Dorfgenosse und jede Familie für die ganze Gemeinschaft verantwortlich fühlt, dass jeder sich bewusst ist: ohne mich geht es nicht. Das aber ist nur zu erreichen, wenn auch innerhalb des Dorfes mit Bargeld bzw. mit Scheck bezahlt wird, was man benötigt. Der Kaufladen verkauft nur gegen bar, die Haushalte müssen bezahlen, was sie in der Gärtnerei an Gemüsen beziehen, der Weihnachts- oder Osterbraten kommt nur gegen Pfund und Schilling auf den Tisch. Dafür ist auch jeder im Dorfe gleicherweise über die finanzielle Lage des Dorfes orientiert und kann in der Versammlung dazu Stellung nehmen. Der einzige Unterschied zu einer «normalen» Dorfgemeinschaft: Es werden keine Löhne bezahlt — auch den Leitern und Mitarbeitern nicht! —, sondern jedem steht im Rahmen des Möglichen zur Verfügung, was er benötigt.

Wer lebt in Botton?

Die Organisation und Verwaltung des Dorfes ist denkbar einfach. Vor allem besteht bis heute noch kein geschriebenes Reglement, keine Hausordnung, keine eigentliche Verwaltungsbehörde. Es gibt zwar so etwas wie einen Vorstand und verschiedene Komitees für die einzelnen Aufgaben. Aber es gibt praktisch überhaupt kein Gremium, in dem nicht auch Behinderte Wort und Stimme haben könnten, sofern eben ihre geistigen Fähigkeiten hiezu noch ausreichen. Man findet tatsächlich keine äussern Unterschiede des Standes und der Herkunft, alle sind Menschen und grundsätzlich gleichberechtigt. Als Leiter des ganzen Dorfes — dessen Grundbesitz übrigens einer Stiftung gehört —, als geistiges Oberhaupt gewissermassen, wird ein ehemaliger Oesterreicher, Peter Roth, anerkannt. Doch auch er



lebt mit seiner Familie nicht anders als irgendeine Familie des Dorfes.

Wer kommt nun nach Botton, welche Behinderten können sich dieser Gemeinschaft anschliessen? Als oberste Grenze: Es wird niemand aufgenommen, der fähig wäre, ausserhalb einer Anstalt zu leben und sich sein Leben selbst zu verdienen. Mit andern Worten: Alle in Botton lebenden Behinderten müssten in einer Heil- und Pflegeanstalt untergebracht werden. Untere Grenze: die Behinderten müssen eben noch in der Lage sein, sich selbst anzuziehen und ihre Toilette zu machen. Die «Unreinlichen» können in Botton nicht betreut werden, ebensowenig wie Behinderte, die ständig unter ärztlicher Kontrolle und Behandlung stehen müssen. Das Dorf ist eben nicht ärztlich geleitet, wenn auch der Arzt in Danby und ein Spezialarzt in London ständig zur Verfügung stehen. Hier leben also die Leute, die bei uns fast ständig in einer geschlossenen Anstalt untergebracht sind, mit denen man aber wohl von Zeit zu Zeit den Versuch mit Familienpflege macht, der dann gewöhnlich missglückt. Alter: zwischen 18 und 25, Durchschnittsalter: 20 Jahre. Mit den Jahren wird sich natürlich das Durchschnittsalter erhöhen.

Erotik ist kein Problem

Den Aussenstehenden interessieren natürlich viele Einzelfragen. Wie steht es zum Beispiel mit der Disziplin? Wie wird das erotische Problem gelöst?

Disziplin? Damit hat man in Botton kaum zu tun. Die jungen Leute werden als Erwachsene behandelt, und Erwachsene kann man nicht disziplinieren wie Kinder. Durch das Fehlen von Verboten fällt auch die Notwendigkeit von Strafen dahin. Jeder ist für sich selber verantwortlich, und auch wenn er Dinge tut, die vielleicht nicht zweckmässig sind, so hütet man sich doch, ihn deswegen zu massregeln. Gefährdet er sich selber, dann wird versucht, ihn möglichst schonungsvoll von einem gefährlichen Vorhaben abzubringen.

Erotik? In den einzelnen Familien leben Mädchen und Burschen Tür an Tür zusammen, sie sind am Tisch und bei der Arbeit beieinander, treffen sich in der Freizeit und bei den zahlreichen abendlichen Veranstaltungen. Gewisse Bindungen und Freundschaften zwischen den Geschlechtern sind unvermeidlich; aber in erotischen Dingen sind diese Behinderten meist sehr unsicher, und schon deswegen sind Befürchtungen nicht am Platz. «Wenn man die Erotik nicht selbst zu einem Problem macht», erklärte mir Dr. Mier, «dann ist sie keines! Selbst wenn einmal, ‚etwas passieren' sollte — bis jetzt war das nicht der Fall —: passiert denn in einer ‚normalen' Dorfgemeinschaft nie etwas? Jedenfalls dürften niemals wegen solcher Gefahren die Grundsätze unserer Gemeinschaft aufgegeben werden.» Selbstverständlich verlangt diese Art der Behandlung und Führung der Behinderten von den Mitarbeitern und Hauseltern sehr viel Takt und Einfühlungsvermögen. Eine diskrete Ueberwachung ist unvermeidlich, aber sie soll nie so weit gehen, dass sich der Behinderte beobachtet fühlt. Ratschläge soll er als Hilfe annehmen. Ein Beispiel: Ein junger Bursche, sehr aggressiv und leicht verstimmbar, zerreisst beim geringsten Widerstand aus Wut seine Kleider. Dr. Mier nahm ihn in seine Familie auf. «Wir bekommen einen neuen jungen Freund», erklärte er den andern Familiengliedern, «und der wird — weil er eben so geartet ist — immer recht haben. Er wird das letzte Stück Fleisch am Tisch erhalten, bei jeder Diskussion wird er das letzte Wort haben, wenn ihm eine Arbeit zu viel ist, wird sie ein andrer tun. Wir müssen sehen, dass er auf diese Weise bei uns bleiben kann.» Die Hausmutter hat zwar seither wöchentlich etwa zehn zerrissene Hosen oder Pullover zu flicken, aber die Familiengemeinschaft hat nicht rebelliert, der junge Bursche wird tatsächlich von der Gemeinschaft getragen, und langsam werden auch seine Zornausbrüche seltener.

Verantwortung für den Nächsten

Das ist es überhaupt, was mich in Botton am tiefsten beeindruckte: Wie sich jeder und jede nicht nur für die Gemeinschaft, sondern für jeden Nächsten verantwortlich fühlt, und wie zufrieden, ja wie glücklich diese Behinderten dabei leben. Kaum je hört man ein zorniges Wort, dafür um so mehr Munterkeit und Lachen. Am letzten Abend in Botton besuchte ich eine Bibelstunde. Etwa zwanzig junge Leute sassen da mit einem Mitarbeiter zusammen und versuchten, sich über den Sinn des Gleichnisses von den klugen und törichten Jungfrauen klar zu werden. Mitten im Gespräch — das oft mühsam geführt wurde, weil die Teilnehmer zum Teil nur sehr schwer ihren Ahnungen und Gefühlen Ausdruck zu geben vermochten — wurde einer der jungen Burschen von heftigen motorischen Störungen und Krämpfen befallen. Ein schwer Debiler neben ihm legte mit einer sanften, ruhigen Bewegung seine Hand auf des andern verkrampfte Hände, drückte sie sanft, als ob er sagen wollte: Sei nur ruhig, wir sind ja da und versuchen dir zu helfen! Es war ergreifend, diese Gebärde zu sehen, die ja nicht einem verstandesmässigen Wissen um die Verantwortung entsprang, sondern einem dunklen, von ihm selbst unverstandenen Drang, zu helfen, dem andern eine Stütze zu sein. Aber so sind sie alle in Botton: am Tisch, wenn sie sich auf leiseste Bitte die Schüsseln reichen, bei der Arbeit, wenn sie sich hilfsbereit zur Seite stehen, auf der Strasse, wenn sie dem Ankömmling immer und immer wieder die Hand drücken und vielleicht unverständliche Laute murmeln, um ihre Zuneigung kundzutun.

Hans Rudolf Schäublin

Ein englisches Pestalozzidorf eröffnet

Auf einem grossen Gut in der Nähe von Sedlescombe im südlichen Sussex konnte kürzlich ein internationales Pestalozzidorf eröffnet werden. Im Oktober befanden sich bereits 21 Kinder darin, meist Flüchtlinge aus dem Kontinent, doch wird sich der Kreis bald vergrössern, bis dann eines Tages das Maximum von 300 Kindern erreicht sein wird. Geplant sind ein internationales Haus und nationale Häuser. Dr. Walter Corti, der Gründer des Pestalozzidorfes in Trogen, war bei der Einweihung in England zugegen und wünschte dem Unternehmen Glück. «Wir brauchen Plätze, wo Duldsamkeit nicht nur gelehrt, sondern gelebt wird», sagte der Redner in englischer Sprache und dankte allen, die zur Gründung des Dorfes beigetragen haben.